

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 91 (1997)
Heft: 7-8

Artikel: Versöhnung? Wer mit wem? Vor allem : wie?
Autor: Wilhelm, Dorothee
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Versöhnung? Wer mit wem? Vor allem: wie?

«Versöhnung im Aargau» hiess eine Tagung der Ökumenischen Spurgruppe Graz '97 der aargauischen Kirchen am 24. Mai 1997 im Zwinglihaus Aarau. Dorothee Wilhelm behandelte dieses Thema im Vorfeld der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung an den Beispielen «Behinderte und Nichtbehinderte» sowie «Frauen und Männer». Das Referat zeigt, wie Bilder den Umgang zwischen Menschen prägen und zu Vorurteilen werden, die Unrecht legitimieren können. Das Bilderverbot wäre daher ein wesentlicher Beitrag zur Versöhnung. Diese gibt es jedenfalls nicht unter den Bedingungen struktureller oder direkter Gewalt. Dorothee Wilhelm ist Mitarbeiterin der cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit. Red.

Wer definiert die Normalität?

Die ökumenische Versammlung in Graz will «Versöhnung» dem Konziliaren Prozess als Ziel hinzufügen, der bisher unter der Überschrift «Frieden Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung» steht. Heute und hier konzentrieren wir uns auf zwei Ebenen der notwendigen und noch ausstehenden Versöhnung: der Versöhnung mit *Frauen* und der Versöhnung mit *Behinderten*.

Damit sind wir schon mitten im Problem: Was heisst Versöhnung mit Frauen und mit Behinderten? Wer versöhnt sich hier mit verschiedenen Zielgruppen? Wahrscheinlich doch Menschen, die nicht Frauen und nicht Behinderte sind. Was ist der Grund, warum sich die Nichtfrauen und Nichtbehinderten versöhnen müssen mit den Frauen und Behinderten? Wer sucht sich aus, mit wem er sich jetzt versöhnen möchte, welches Versöhnungsbedürfnis besonders dringend ist? Und wer versöhnt sich mit *behinderten Frauen*, die in der Unterscheidung «Versöhnung mit Frauen» und «Versöhnung mit Behinderten» verschwinden?

Ich bin eine sogenannt behinderte Frau, und zwar eine Rollstuhlfahrerin. Ich persönlich bin scheinbar die Zielgruppe dieser Veranstaltung. Als Versuch einer Antwort

auf die aufgeworfenen Fragen schlage ich eine kleine *Verfremdung* vor. Verfremdungen sind sehr brauchbar, wenn es darum geht, vom Selbstverständlichen einen kleinen Schritt zurückzutreten, damit man es überhaupt sehen kann – so wie man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, aber durchaus den Wald als Wald erkennen kann, wenn man genug Abstand hält.

Ich werde von jetzt an meine Position als normale setzen und von hier aus die Standorte und Sitzorte der übrigen Menschheit beschreiben. Die Nichtfrauen sind Männer, und die Nichtbehinderten sind aus Rollstuhlfahrerinnensicht *Zweibeiner*. Also sind die, die sich mit den Frauen und den Behinderten versöhnen wollen, die *Zweibeiner*. Liebe *Zweibeiner*, Sie und nur Sie sind die Zielgruppe dieser Veranstaltung. Was macht Ihre besondere Realität als *Zweibeiner* aus?

Das können wir leider nicht feststellen, weil Sie von sich behaupten, dass Sie die *Normalität* sind und die anderen, alle verschiedenen Nicht-*Zweibeiner*, die Ausnahme. So müssen wir von denen ausgehen, die Sie zur Ausnahme erklären, damit Ihre Realität als spezielle *Zweibeiner-Realität* sichtbar wird.

Erstens: Sie sind nicht weiblich. Weiblich sein bedeutet, zur Ausnahme vom Normalfall «Mensch» erklärt zu werden. Dies

können sie ganz leicht erkennen, wenn Sie darauf achten, dass etwas so Natürliches wie eine *Schwangerschaft als Störfall* einer normalen Arbeitsbiographie gilt – wenn eine Schwangerschaft ein Störfall ist, ist die Grundlage der «normalen» Arbeitsbiographie wohl die männliche Lebensarbeitszeit. Auch im Blick auf die Geschichtsschreibung finden Sie hin und wieder Ausstellungen über z.B. die mittelalterliche Stadt, welche einen Exkurs über «Frauen in der mittelalterlichen Stadt» enthält, niemals aber zum Thema «Männer in der mittelalterlichen Stadt». Ein alter feministischer Slogan zur Unsichtbarkeit der Frauen in der Geschichte heisst: Wer ist unbekannter als der unbekannte Soldat? Die Frau des unbekannten Soldaten.

Unsichtbarkeit ist steigerungsfähig. Unsichtbarer als Frauen im allgemeinen sind *behinderte Frauen*. Sie werden zu Nicht-Frauen erklärt und kommen in den öffentlichen Frauenbildern nicht vor – oder haben Sie schon einmal eine Rollstuhlfahrerin in der Zigarettenwerbung gesehen? Auch an den öffentlichen WC's kann man unschwer ablesen, dass es eigentlich keine behinderten Frauen gibt: Es gibt Männer, Frauen und Behinderte.

Behinderung beginnt in den Köpfen

Im Pictogramm, zum Beispiel an Liften oder eben Toiletten, sind Behinderte identisch mit *rollstuhlfahrenden Personen*. Wieso? Ich vermute, weil Rollstuhlfahrende für Zweibeiner am besten als Behinderte zu erkennen sind. Behinderte sind aber verschieden. Was z.B. ein alter, gehörloser Mann braucht oder ein blindes Kind, das weiss ich nicht – ich müsste mir schon die Mühe machen, mit ihnen direkt Kontakt aufzunehmen und sie zu fragen. Gemeinsam ist aber allen sogenannten behinderten Leuten, dass sie an etwas gehindert werden. Und zwar nicht durch ihre körperlichen Möglichkeiten. Im Englischen heisst «behindert» *disabled*, also ungefähr so etwas wie «unfähig» – ähnlich wie das in der Schweiz so beliebte Wort «invalid» übersetzt soviel heisst wie «nicht stark» oder

«nichts wert». Im Englischen haben engagierte Leute dagegen ein Wort entwickelt, das ich im Deutschen gar nicht in einem Wort nachbilden kann: Es heisst *differently abled*, übersetzt: «anders befähigt». In eine ähnliche Richtung geht das Wort «Personen mit speziellen Bedürfnissen». Sind das nur Worte? Ist das nichts als Schönfärberei einer hässlichen Wirklichkeit?

Ich glaube, dass Worte unser Bewusstsein prägen, dass sie abfärben auf das, was wir sehen, wenn wir es anschauen. «Anders befähigt» heisst: Es gibt ein bestimmtes Spektrum an menschlichen Fähigkeiten, wovon die Minderheit die folgenden zur Verfügung hat, eben andere als die Mehrheit. Es heisst nicht einfach, dass ich als Rollstuhlfahrerin ganz allgemein weniger kann als Sie, sondern dass das Detail «Gehen» nicht meine starke Seite ist. Das heisst, wenn's ums Gehen oder Laufen geht, bin ich nicht die beste Kandidatin, und das, was ich nicht kann, ist auf diesen Bereich beschränkt.

Dieses Merkmal «*Rollstuhlfahrerin*» wird aber nicht auf einen Bereich beschränkt. Rollstuhlfahrerin zu sein bedeutet, dass alle möglichen Menschen auf der Strasse denken, ich sei bemitleidenswert, ich brauchte ausgerechnet *ihr* Mitleid, ich sei zuständig für Abhängigkeit und Traurigkeit und Hilflosigkeit und Grenzen – ganz im Gegensatz zu ihnen natürlich, Glück und Freiheit gehören zu ihrer Seite der menschlichen Möglichkeiten. Diese Arbeitsteilung zu meinen Ungunsten machen sie, wenn sie mich mit Augen ansehen, die zwischen «normal» und «nicht normal» unterscheiden und uns verschiedenen Seiten zuordnen.

In der *Verfremdung* wird der Vorgang sichtbar: Wenn ich Krücken oder einen Rollstuhl benutze, also Gehhilfen, gelte ich als behindert. Wenn Sie eine Brille benutzen, also eine Sehhilfe, gelten Sie nicht als behindert. Was ist der Unterschied? Vor hundert Jahren hätten Sie mit ihrer Sehbehinderung bestimmte Tätigkeiten nicht ausführen können, heute können Sie es. Sie sind auf dem Arbeitsmarkt multifunktional verwendbar, und inzwischen ist es auch

gelungen, Brillen nicht mehr als hässlich gelten zu lassen, sondern wie Accessoires zu verwenden. Selbst mit meinem wunderschönen nachtblauen Rollstuhl ist das bis heute nicht möglich – und dieses Hindernis liegt wie manches andere in den Köpfen, in den Augen, die mich anschauen. Wer abweicht von dem, was als normal gilt, wird zur oder zum *hauptberuflich Abweichenden* erklärt. Über einen Philosophen wird gesagt, dass er homosexuell ist – niemals, dass er heterosexuell ist. Über eine Sportlerin wird gesagt, dass sie schwarz ist, niemals, dass sie weiss ist. Über eine Mutter wird gesagt, dass sie behindert ist, niemals, dass sie nichtbehindert ist usw. Und alle glauben, durch die Erwähnung dieses einen Merkmals wüssten sie über die Person Bescheid. So wird die Person auf dieses eine Merkmal reduziert.

Andere Hindernisse erscheinen als praktische, greifbare, aber auch sie beginnen in den Köpfen. In Zürich, wo ich wohne, sind die *Trams* nicht rollstuhlgängig, und viele öffentliche Gebäude sind es auch nicht – wie kann man aber ein Gebäude öffentlich nennen, wenn es gar nicht für alle zugänglich ist? Wenn alle dafür zahlen, aber gar nicht alle hinein dürfen? Stellen Sie sich einmal vor, es gäbe am Rathaus oder am Tram Schilder «Rollstuhlfahrer unerwünscht» – das wäre doch ein Skandal, oder? Wenn man die Stufen entsprechend baut, braucht man solche Schilder gar nicht. Es reicht, dass man einfach vergisst, dass es Leute gibt, die Lifte und Auffahrten brauchen – und dazu braucht man keine bösen Motive.

In Klammern bemerkt: Die Motive interessieren mich inzwischen kaum mehr, weil ich dauernd mit Ergebnissen fertig werden muss. Ich werde im öffentlichen Raum dauernd daran gehindert, mich frei zu bewegen. Und das Problem liegt nicht in meinem Körper, sondern in meiner Umgebung. Ich wiederhole: das Problem liegt nicht in meinem Körper, sondern in meiner Umgebung! Es ist nicht eine Gnade, den öffentlichen Raum so zu gestalten, dass sich alle darin bewegen können, sondern es ist eine *Menschenrechtsverletzung*, das nicht zu tun!

«Innere Sicherheit» abseits der weiblichen Wirklichkeit

Der *öffentliche Raum* ist ein schwieriges Pflaster für Frauen mit und ohne Behinderungen. Sie als männliche Zweibeiner wissen es vielleicht nicht, aber wenn Sie eine Frau sind, gehört ihr Körper nicht einfach kampflos Ihnen. Auch wenn Sie als Zweibeiner nichts davon wissen: Ihre Artgenossen oder vielleicht sogar Sie selbst sind der Grund dafür. Jede dritte Frau in Europa wird einmal in ihrem Leben *Opfer sexualisierter Gewalt*, die nichts mit Sexualität, aber viel mit Gewalt zu tun hat, jede 5. Frau in der Schweiz wird physisch schwer misshandelt von ihrem Partner oder Ehemann. Mehr über die Lage in der Schweiz können Sie den Veröffentlichungen der «Halt Gewalt-Kampagne» entnehmen, die von der Konferenz der Schweizerischen Gleichstellungsbeauftragten zur Zeit überall öffentlich durchgeführt wird.

Die meisten Frauen trauen sich nachts nicht allein auf die Strasse. Gehen sie trotzdem nach draussen und werden überfallen, sagt man: «Selbst schuld! Warum geht sie auch in der Nacht allein aus!» Wiederum eine kleine Verfremdung, damit wir den Normalbetrieb klarer sehen: Wenn eine ganze Bevölkerung nachts nicht nach draussen darf, spricht man von «Ausgangssperre», der Ausnahmezustand ist verhängt, weil Krieg herrscht, ein Putsch im Gange oder sonst der innere Friede in Gefahr ist. Wenn die Hälfte der Bevölkerung, die weibliche Hälfte, nachts nicht nach draussen darf, ist das normal. Darüber hinaus wird erwartet dass die Frauen die Schere in den eigenen Köpfen benutzen und sozusagen «freiwillig» im Haus bleiben.

Richtig verrückt wird es erst, wenn wir sehen, dass die meiste sexualisierte und andere *Gewalt gegen Frauen im Nahbereich* geschieht – neun von zehn Fällen von Gewalttaten gegen Frauen geschehen im Privaten, neun von zehn Gewalttaten gegen Männer im öffentlichen Raum. Der Mann, der im Dunkeln hinterm Gebüsch lauert, ist die Ausnahme, nicht die Regel der Gefahr für Frauen. Sicherheitskonzepte, verteidig-

gungspolitische Begriffe von «innerer Sicherheit» meinen aber ausschliesslich den öffentlichen Bereich. Die weibliche Wirklichkeit kommt darin nicht oder kaum vor.

Physische Formen von Gewalt gegen Frauen stützen andere Formen von Ausschluss der Frauen aus der Gesellschaft. Selbst das Schlusspapier der *Weltfrauenkonferenz* in Peking von 1995, das als internationales Regierungsdokument ein Kompromisspapier ist, konnte nicht umhin, diesen Zusammenhang anzuerkennen. Dort heisst es:

«Gewalt gegen Frauen ist ein Hindernis auf dem Weg zur Verwirklichung der Ziele der Gleichberechtigung, der Entwicklung und des Friedens. Gewalt gegen Frauen verstösst gegen die Menschenrechte und Grundfreiheiten der Frau und beeinträchtigt oder verhindert deren Wahrnehmung.»*

Wenn Bilder mit der Wirklichkeit verwechselt werden

Aber *Männergewalt gegen Frauen* ist kein Schicksal: Je ökonomisch unabhängiger Frauen sind und je sichtbarer Frauen im politischen und überhaupt im öffentlichen Leben sind, desto geringer ist statistisch die häusliche Gewalt gegen Frauen. Ich denke, das hat einerseits mit einem simplen Grund zu tun: Eine wirtschaftlich unabhängige und auch sonst handlungsfähige Frau kann wählen, ob sie bei einem Mann bleibt oder nicht. Eine wirtschaftlich abhängige Frau hat grössere Schwierigkeiten, ihren Mann zu verlassen. So stützen Strukturen, die Frauen von der Macht ausschliessen, die direkte Gewalt gegen Frauen. Zweitens hängt es wohl mit den Bildern in den Köpfen von Männern und Frauen zusammen: damit, ob Frauen und Männer Frauen für geborene Opfer, hilflos und machtlos halten oder ob sie im Alltag mit ganz anderen Frauenbildern, mit mächtigen Frauen, konfrontiert werden.

Diese Bilder über Frauen und Männer werden immer noch häufig mit der Wirklichkeit verwechselt. Ein kurzer Blick in die Geschichte erlaubt hier eine Verfremdung dessen, was scheinbar immer schon

«weiblich» und «männlich» war, was als naturgegeben oder gottgewollt gilt: Im 16. Jahrhundert, um nur ein Beispiel zu nennen, steht in einer Liste über typisch weibliche und männliche Verhaltensweisen, dass so etwas wie *Einfühlungsvermögen und Verständnis* ganz klar nur bei Männern vorkommt, dass Frauen zu so etwas gar nicht fähig sind.

Die Bilder können sich schnell ändern, wenn neue Erfahrungen möglich sind. In einem englischen Kindergarten trug sich in der Zeit der Ministerpräsidentin *Margaret Thatcher* folgendes zu: Ein Erzieher belauschte ein kleines Mädchen und einen kleinen Bub beim Gespräch, was sie denn später einmal werden möchten. «Politiker!» sagte der Bub. «Aber Du kannst nicht Ministerpräsidentin werden», sagte darauf das Mädchen. «Das können nur Frauen!»

Es sind also die Bilder, die neue Erfahrung verhindern, Unrecht legitimieren, Begegnungen verunmöglichen, weil wir immer schon wissen, wen wir vor uns haben, wenn ein Mensch weiblich oder weiblich und behindert oder weiblich und behindert und schwarz ist. Diese Bilder sind keineswegs unwichtige Details; sie liegen dem *Rassismus* zugrunde, der *Eugenik* wie der Aussortierung möglicherweise behinderter Föten in der Pränataldiagnostik. Sie geben dem Ausschluss aller von der Teilhabe an der Macht, die nicht weiss, männlich, nichtbehindert, heterosexuell und einheimisch sind, einen Anstrich von Recht oder Natürlichkeit oder göttlichem Willen. In der jüdischen Tradition und durch sie in der christlichen Tradition gibt es einen kraftvollen Versuch, die verletzlichen wirklichen Menschen vor dieser Macht der Bilder zu schützen: Es ist das *Bilderverbot*.

Es schützt die Menschen vor dem Versuch, sich Gottes zu bemächtigen durch ein magisches Spiel, welches das göttliche Wirken in den Griff zu bekommen wünscht. Es schützt Gott und Mensch vor *Verdinglichung*. Mein Gegenüber ist nicht ein Etwas, das ich manipulierte oder über das ich vollständig Bescheid weiss oder das ich kontrollieren kann. Mein Gegenüber ist so frei und so sehr Selbstzweck wie ich

auch. Wir haben kein Recht, Frauen, Behinderte, Schwarze, Lesben und Schwule oder andere scheinbar von der herrschenden Normalität Abweichende gemäss unserem Bild von ihnen zu behandeln. Wir haben kein Recht, sie auf das eine Merkmal zu reduzieren, das von unseren Vorstellungen von «Normalität» abweicht. Das ist ein Verstoss gegen den Prozess der Schöpfung.

Erst zusammen sind wir Mensch

Im zweiten Schöpfungsbericht heisst es: «Gott schuf den Menschen. Als Mann und Frau schuf er sie» (1 Mose 1,27). Erst zusammen sind wir Mensch, und ich glaube daran, dass wir erst in der *Gesamtheit aller Möglichkeiten* menschlichen Lebens Menschen sind – dass erst, wenn die Behinderten, Schwarzen, Homosexuellen, Ausländerinnen und Ausländer sich ins herrschende Konzept der Wirklichkeit eingetragen haben, diese Wirklichkeit menschliche Wirklichkeit wird. Dieser Prozess ist nicht abschliessbar, weil wir nicht wissen, wer sich noch alles zu Wort melden wird, um die eigene Befreiung von den fremden Bildern, von den fremden Lebensformen zu fordern.

Was die Abweichenden als ihre Lebensformen eintragen können, damit das Muster der Schöpfung immer vollständiger wird, ist somit ein *Beitrag zur Schöpfung*, eine Teilhabe an der Arbeit der schöpferischen Gottheit. Wenn ich Sie «Zweibeiner» nenne, dann spiegele ich Ihnen, wie die Abweichenden zur scheinbar geschlossenen Gruppe werden, die an einem Merkmal erkennbar ist. Ich verfremde Ihre Wirklichkeit durch dieses eine Wort um einen Millimeter, damit Sie diese sehen können. Verfremdung der herrschenden Selbstverständlichkeiten und Normalitäten ist vielleicht so etwas wie der Versuch, das biblische Bilderverbot praktisch umzusetzen.

Was wir alle zu tun haben, ist, den Raum zu öffnen, so dass dieser Prozess weitergehen kann, den Raum zu teilen, um den anderen das Recht zu geben, ihn auf ihre Weise zu bewohnen. Was wir zu tun haben, ist, bereit zu sein, mit Unsicherheit zu le-

ben, den Boden unter unseren Füßen in Frage zu stellen, unseren Blick auf die Wirklichkeit nicht mehr als einzig möglichen allen anderen aufzuzwingen. Bereitschaft, von sich selbst einen Schritt zurückzutreten, ist Bereitschaft für eine *gewaltfreiere Zukunft*. Eine gewaltfreiere Zukunft aber ist die Voraussetzung, dass wir über Versöhnung sprechen können. Versöhnung unter den Bedingungen von struktureller und direkter Gewalt gibt es nicht, es gibt nur Unterwerfung, Waffenstillstand, Burgfrieden, Verstummen des Protests. Ich weigere mich deshalb, über Versöhnung zu sprechen angesichts der unversöhnlichen sogenannten «Normalität». «Gerechtigkeit und Frieden küssen sich», heisst es in der Bibel. In diesem Sinne: Zerreisst Eure Herzen, zerreisst nicht Eure Kleider!

* Bericht der Vierten Weltfrauenkonferenz, New York, Dezember 1995, § 112.